

Verlag Bibliothek der Provinz

DIE WIRKLICHKEIT DER STEINE

Band I – Eine essayistische Einleitung

Band II – Realitäten

Band III – Medienkulturen

Band IV – Medien des Phantastischen

Stefan Zahlmann

Die Wirklichkeit der Steine

Eine essayistische Einleitung

Grafik Raphael Besenbäck

ISBN 978-3-99126-072-1

© 2021 *Verlag* Bibliothek der Provinz

edition SCIENCE

A-3970 Weitra, +43 28 56 / 3794

www.bibliothekderprovinz.at

Coverbild: Ein Suiseki mit dem Namen »Mi Fu begrüßt den älteren Bruder«, Foto von Stefan Zahlmann.

Stefan Zahlmann

Die Wirklichkeit der Steine

Eine essayistische Einleitung

INHALT

7	Vorwort, Dank und modus operandi
11	Einleitung
17	Die Wirklichkeit der Definition
37	<i>Zwischenspiel I:</i> Das Schachspiel als Medienkultur – Raum, Zeit, Alterität
51	Die Wirklichkeit der Irrealitäten
65	<i>Zwischenspiel II:</i> Das Schachspiel als Medienkultur – Materialität und Regeln
71	Die Wirklichkeit der Steine
87	<i>Zwischenspiel III:</i> Das Schachspiel als Medienkultur – Mensch und Erwartungen
91	Nachwort
94	Endnoten

VORWORT, DANK UND MODUS OPERANDI

Medienkulturen sind in allen Bereichen moderner Lebenswelten präsent und genießen auch eine immer stärkere Wertschätzung auf dem Gebiet der Wissenschaft. Rücke ich als Kulturhistoriker, mit einem Arbeitsschwerpunkt auf Theorie und Geschichte von Medienkulturen seit dem 18. Jahrhundert, das Konzept der Medienkultur in den Mittelpunkt einer Veröffentlichung, stellen sich mir verschiedene Herausforderungen: Eine begriffliche Definition dieses Konzepts im eigentlichen Sinne, die Verdeutlichung seines interdisziplinären Potentials und die implizit (und manchmal auch explizit) mit seiner Einbettung in eine wissenschaftliche Kultur einhergehenden problematischen Implikationen. Der Bearbeitung dieser Aufgabenstellung ist die vorliegende Veröffentlichung gewidmet.

Als Herausgeber der Reihe Die Wirklichkeit der Steine profitiere ich bei dieser Aufgabe von den unterschiedlichen disziplinären, inhaltlichen und methodischen Schwerpunkten der Arbeiten zahlreicher Autorinnen und Autoren. Der hier vorliegende erste Band der von mir herausgegebenen Reihe soll als theoretische Einführung und programmatischer Aufriss der folgenden drei Sammelbände dienen, die das Ergebnis von Lehrveranstaltungen, Tagungen und Workshops darstellen. Diese wurden in den letzten zehn Jahren an der Universität Wien von mir abgehalten oder unter meiner Beteiligung ausgerichtet. Der Hintergrund eines separaten einleitenden Textes ist, die prinzipielle empirische Ergebnisoffenheit der in den verschiedenen Bänden vorgestellten Beiträge in ihrer jeweils individuellen Dynamik zu belassen, sie zugleich jedoch durch ein theoretisches Konzept zu rahmen, um die erkennbare intellektuelle Vielfalt vor dem Vorwurf der wissenschaftlichen Beliebigkeit zu bewahren. Es geht folglich nicht darum, die jeweils individuellen Zugänge der einzelnen Beiträgerinnen und Beiträger in ein von mir definiertes, geschlossenes theoretisches Korsett einzuspannen, sondern um eine Betonung möglicher Bandbreiten. Das im vorliegenden Text entwickelte Konzept von Medienkulturen ist daher auch nicht als theoretisch-methodologisches Prokrustesbett zu verstehen, an das die

verschiedenen Beiträge angepasst werden, sondern als Ausdruck des Bedürfnisses, eine zeitgemäß und notwendig erscheinende geschichtswissenschaftliche Diskussion zum erkenntnistheoretischen Potential von Medien ebenso wie von Theorien und wissenschaftlichen Methoden zu eröffnen.

Hierzu widme ich mich in einem ersten Schritt der wirklichkeitserzeugenden Strukturen der Wissenschaft selbst, in einem zweiten Schritt dem Wirklichkeitsbezug vermeintlich irrealer Lebensbereiche und in einem dritten Schritt – anhand der namensgebenden Phänomene der Steine – der scheinbaren Wirklichkeit der medialen Quellen an sich. Eine Verbindung zwischen diesen Teilen sollen Veranschaulichungen anhand des Schachspiels, eines der bedeutsamsten und mächtigsten kulturellen Medien in historischer Perspektive, herstellen. Wie bei einem Wechsel von weißen zu schwarzen Spielfeldern, um das Bild des Schachspiels auf die Reihenfolge der kommenden Kapitel zu übertragen, werden hierdurch die zuweilen abstrakten theoretischen Ausführungen nicht nur konkretisiert, sondern zugleich als Ergebnisse historischer Beobachtungen erkennbar und miteinander verbunden. Beide Stränge haben ein gemeinsames Ziel: Die Konzepte von »Wirklichkeit« als immer wieder neu zu bewertende Ergebnisse gesellschaftlicher Selbstthematizierungen und Entwicklungen zu verdeutlichen.

Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der oben angesprochenen Veranstaltungen gilt mein Dank für Ihre Fragen, Anregungen und ganz besonders für ihre Geduld im Rahmen der Fertigstellung dieser Bücher. Besonders danke ich jedoch Martin Tschiggerl und Thomas Walach, ohne deren Hilfe und Kritik das gesamte Projekt nicht hätte realisiert werden können. Raphael Besenbäck hat alle Bänder der Reihe nicht nur hervorragend lektoriert, sondern in zahlreichen Gesprächen und Kommentaren immer wieder vermeintliche Gewissheiten meinerseits irritiert und mir unschätzbare Anregungen gegeben. Dass meine theoretischen Ausführungen auf den kommenden Seiten nicht den Bezug zur unmittelbaren Lebenswelt potentieller Leser*innen verlieren, ist nicht zuletzt sein Verdienst. Seinem Sinn für Ästhetik und Ordnung verdankt die gesamte Reihe nicht nur ihre visuelle Geschlossenheit, sondern der vorliegende Text darüber hinaus auch verschiedene Illustrationen aus eigener Hand.

Das vorliegende Buch und die drei Sammelbände, die auf seine Veröffentlichung folgen, sind dem Verständnis geschuldet, dass auf dem Gebiet der Kulturgeschichte¹ trotz des Hintergrundes einer spätestens seit den 1990er Jahren ein-

setzenden theoretischen Erneuerung in den Geistes- und Kulturwissenschaften von Wissenschaftler*innen sehr oft noch immer (un)freiwillig androzentrisch, anthropozentrisch, eurozentrisch und positivistisch gedacht und gearbeitet wird. Damit soll an dieser Stelle keine rundheraus ablehnende und anklagende Haltung verbunden werden, sondern vielmehr der Versuch unternommen werden, die noch immer sehr tiefe und umfassende Verbindung vieler wissenschaftlicher Perspektiven mit den angesprochenen Aspekten zu skizzieren und auf mögliche Lösungsversuche hinarbeiten. Die zahlreichen theoretischen Innovationen in den angesprochenen Wissenschaftsgebieten wurden in den vergangenen Jahrzehnten aufgrund ihrer Nachvollziehbarkeit und immanenten Logik von zahlreichen Wissenschaftler*innen in ihren eigenen wissenschaftlichen Arbeiten umgesetzt und sie eröffneten auch gänzlich neue Themenbereiche, zu denen ich etwa auch diese Reihe zähle. Dennoch fehlt mir persönlich noch die Einbettung der verschiedenen theoretischen Konzepte in eine gemeinsame, fächerübergreifende wissenschaftliche Methode. Sie gelingt möglicherweise durch den Dialog zwischen den wissenschaftlichen Generationen, den bereits etablierten Wissenschaftler*innen und den künftig sich etablierenden.² Das Bewusstsein der eigenen disziplinären Bedingtheit, das Stehen mit einem Bein in den Traditionen des eigenen Fachs und die Suche nach dem nächsten Schritt in die richtige Richtung, sehe ich als Rahmenbedingung meiner eigenen Arbeit. Die vorliegende Veröffentlichung ist ein Ergebnis meiner Bemühungen um eine selbstkritische Haltung nicht nur als Forschender, sondern vor allem als Lehrender der Kulturgeschichte, der glücklicherweise sehr oft durch zahlreiche Studierende und Kolleg*innen vor die Herausforderung gestellt wird, das disziplinär Denkbare und Mögliche in die alltägliche wissenschaftliche Praxis des curricular und didaktisch Notwendigen zu integrieren. Vor diesem Hintergrund sind die Erscheinungsweise und Einschränkungen der vorliegenden Veröffentlichung zu sehen, sie ist als ein Essay zu verstehen, nicht als Lehrbuch. Wenn dieses Buch eine Aufgabe hat, dann die, als Ausgangspunkt kommender und umfassenderer Forschungen zu dienen.

Inhaltlich denke ich in allen allgemeinen Aussagen alle derzeit denkbaren Formen geschlechtlicher Identität mit und habe dieses durch eine möglichst zeitgemäße Diktion und Schreibweise auszudrücken versucht, sprachlich bleibe ich dann, wenn es in diesem Essay um mich persönlich geht, jedoch bei dem schlichten Maskulinum, dem »Historiker« oder dem »Ich«.



Abb. 1

EINLEITUNG

Man kann die Welt über jeden Gegenstand betreten.
Ernst Strouhal, DIE KUNST DES SCHACHSPIELS

Betrachtet man die Wasserspiele in den barocken Brunnenanlagen zahlreicher europäischer Schlösser, so findet man neben den obligatorischen Heldenfiguren eines heroischen Zeitalters, allen voran Herkules, eine Fülle exotischer Tiere und Fabelwesen, die Szenen aus den mythischen Welten der Antike abbilden. Die visuelle und naturwissenschaftliche Grenze zwischen den Figuren realer und imaginierten Tiere, etwa den zahlreichen fischähnlichen, schuppigen Delfinen oder den imaginierten Seeschlangen ist ästhetisch aufgehoben, beide Gruppen von Tierfiguren werden ihrer dekorativen Bedeutung untergeordnet: Die Mythen der Antike dienen als verbindende ästhetische Folie monarchisch definierter Landschaftsarchitektur und Herrschaftsrepräsentation zwischen Portugal und Russland. Eine Gemeinsamkeit der Brunnentiere ist vielfach, dass ihre Vertreter zuweilen aus dem Gewühl des Wassers aufzutauchen scheinen und in irgendeiner Form Wasser aus ihrem Haupt speien. Die faszinierende Vielfalt der Wassertiere europäischer Brunnen hat die folgende Frage inspiriert: »Was ist in der Abbildung (Abb. 1) zu sehen?«

Die spontane Reaktion »Eine Seeschlange!« verweist auf eine zentrale, in der Heuristik begründete, allgemeine wissenschaftliche Praxis, die zu der Formulierung von Erkenntnissen auf Basis unvollständiger Informationen führt. Denn es ist natürlich unklar, da unsichtbar, ob die einzelnen in der Bewegung erstarrten Körperteile des – imaginierten – Wesens, die »über Wasser« zu sehen sind, auch »unter Wasser« miteinander verbunden sind. Dass man das Tier in seiner Gesamtheit glaubt beschreiben zu können, basiert auf begründeter Spekulation. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass es vergleichbare Figuren in zahlreichen historischen Brunnen oder auf Rasenflächen gibt, in dem diese nicht sichtbaren Körperteile völlig unbestritten auch nicht existieren. Denn es ist ja gerade der Reiz dieser Darstellungen, dass es sich bei ihnen um Fabelwesen handelt, die allein in den Köpfen der Betrachter zu vollständigen Wesen konstruiert werden können. Wissenschaftstheoretisch relevant ist,

dass dieses Beispiel deutlich macht, wie selbstverständlich von einigen (hier visuell) zugänglichen Informationen (die auch als »Daten« oder »Quellen« bezeichnet werden können; hier sind es »Linien« und »Schraffuren«) auf eine Gesamtheit geschlossen wird. Die wissenschaftliche Arbeit fängt da an, wo das Auge nichts mehr zu sehen imstande ist, die theoretische Interpretation ersetzt die praktische Beschreibung. Das ist zweifellos legitim, solange nicht zu argumentieren versucht wird, es handele sich bei dem abgebildeten Wesen tatsächlich und alternativlos um ein zusammenhängendes einzelnes Wesen, eine Seeschlange, deren physische Gesamtheit unglücklicherweise durch die Reflexionen der Wasseroberfläche nicht klar genug erkennbar ist. Es muss vielmehr zugegeben werden, dass es sich bei jeder Interpretation dieses Objekts um eine subjektive Deutung verschiedener Informationen handelt. Diese Relativierung ist notwendig und wichtig, denn sie verweist nicht nur darauf, dass Wissenschaft von einem Individuum betrieben wird, das in der Lage ist, solche Informationen zu interpretieren, sondern auch, dass ihr Ergebnis allein deshalb intersubjektiv vermittelbar ist, weil es sinnvoll scheint. Damit liegt die »Wirklichkeit« der Seeschlange hier nicht im dargestellten Objekt selbst, sondern in der Art und Weise des Umgangs mit visuellen Sinneseindrücken, der nicht zuletzt auf dem Konsens beruht, dass man in barocken Brunnen solche und andere Tierfiguren findet.

Um überhaupt in der Lage zu sein, die Linien auf einem Papier als zweidimensionale und zudem monochrome Abbildung eines dreidimensionalen, möglicherweise farbigen Objekts zu deuten, muss man die Enkulturationsprozesse moderner Menschen berücksichtigen. Gleiches gilt für die Interpretation von Linien als Hinweise auf das durch einen Körper bewegte Wasser. Die Interpretationsfähigkeit des Menschen und damit auch der Wahrheitsanspruch wissenschaftlicher Aussagen gerät an ihre Grenzen, wenn das Wissen über diese zur Verfügung stehenden kulturellen Codes verloren gegangen ist. Im umgekehrten Fall, dem des populären visuellen oder schriftlichen Zitats, gilt das gleiche: Viele kunsthistorisch und medientheoretisch versierte Leser*innen haben sich bei meiner Frage natürlich gleich an René Magrittes *La trahison des image* (1929) erinnert gefühlt und entsprechend gedacht »Ceci n'est pas un serpent de mer!«

Das simple Beispiel des Seeschlangensbildes soll nicht über die Komplexität der damit verbundenen wissenschaftlichen Phänomene hinwegtäuschen, die hier lediglich in Form einer einzigen Antwort skizziert sind. Aber auch das ist ein Teil der

Gesamtproblematik, die einzelne Fächer und verschiedene Teildisziplinen eint und legitimiert: Die Konzentration auf den wissenschaftlichen Diskurs, der für den akademischen Bereichs relevant ist, in dem man selbst forscht. Es gibt vor dem Hintergrund des angesprochenen möglichen Positivismus (»Ich sehe eine Seeschlange!«) theoretische und methodologische Positionen, die in unterschiedlichen Graden die Wahrscheinlichkeit einer derartig imaginierten Schlange anerkennen oder verwerfen; je nachdem, ob das fachliche Erkenntnisinteresse und die damit einhergehenden Perspektiven davon beeinflusst werden können oder nicht. Meine Ausführungen zielen nicht auf eine Bewertung dieser Positionen oder des mit ihnen verbundenen Anspruchs auf wissenschaftliche Aussagekraft, sondern auf zwei relativ basale Aspekte, die für das von mir vertretene Fach vielfach immer noch (manchmal habe ich den Eindruck, ein »schon wieder« wäre der besser geeignete Ausdruck) ein Problem darstellen oder nicht adäquat theoretisch erfasst werden: Zum einen, dass es niemals eine »Wahrheit *an sich*« gibt, auf die von historischen Quellen gleichsam eigenmächtig verwiesen wird, sondern dass es immer nur eine »Wahrheit der historischen Quelle *an sich*« gibt, die allein durch eine methodisch geleitete Interpretation erzeugt werden kann; zum anderen, dass es damit immer Menschen sind, die eine solche »Wahrheit« gezielt herstellen. Oder genauer, die Fähigkeit von sich reflexiv als Interpretenden der Quellen erfassenden Menschen, eine intersubjektiv gültige Einigung auf die Plausibilität der von ihnen formulierten »Wahrheit« erzielen zu können, die damit vor allem funktional und nicht ontologisch definiert werden kann: Sie ist deshalb »wahr«, weil sie in unterschiedlichen wissenschaftlichen und lebensweltlichen Kontexten wirksam werden kann. Diese beiden Aspekte, die fehlende Objektivität der historischen Quelle an sich und die interpretierende (Inter)Subjektivität der historisch arbeitenden Menschen bedingen die Grenzen und Möglichkeiten historisch sinnvoller Aussagen – und sind zugleich der Ausgangspunkt immer wieder neuer und immer wieder von neuem faszinierender Konstruktionen vergangener Wirklichkeiten. Es ist mir persönlich stets ein Rätsel, dass angesichts dieser faszinierenden interdependenten und produktiven Konstellation die Rolle des Menschen, seine Subjektivität, der vermeintlichen Objektivität der Quelle, die doch nur ein Produkt seiner Suche nach Sinn ist, untergeordnet wird.

Die titelgebende »Wirklichkeit der Steine« verweist damit auf die vielfältigen Wirklichkeiten, die sich Menschen selbst erschaffen. Die Kultur, in der sie leben,

und über deren Gestalt und Wirkungsprinzipien sie sich durch beliebige Objekte – »natürlich« vorgefundene Steine oder »künstlich« hergestellte Spielsteine werden in diesem Buch nur zwei Beispiele sein – verständigen, indem sie diese und andere Aspekte zu Medien ihres Denkens machen. Diese können etwa auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft als relevante »Quellen« über »die Geschichte« dienen, die doch eigentlich nur »eine Geschichte« ist, nämlich die subjektiv interpretierte, zu der sie ihr eigenes oder fremdes Leben zu einem bestimmten Zeitpunkt in Beziehung setzen. Die Wissenschaft ist eine wirklichkeitserzeugende Medienkultur, welche für Menschen vor allem deshalb von großer Bedeutung ist, weil sie es ihnen ermöglicht, intersubjektiv geteilte und plausible Erkenntnisse als »objektive Wahrheiten« wahrnehmbar werden zu lassen. Die Sehnsucht des Menschen nach der trügerischen Gültigkeit historischer »Wahrheiten« ist vor diesem Hintergrund ein Faszinosum, das mehr über den Menschen und sein Bedürfnis nach einer Fiktion aussagt als über die imaginierte Vergangenheit selbst.³

Das Schachspiel kann ebenso wie die Wissenschaft oder wie die Figurenwelten des Barocks als ein Beispiel für eine Medienkultur gelten. Aufgrund seines Spielzwecks und der daraus resultierenden Anbindung als Spiel an die Lebenswelten von Menschen seit nahezu fünfzehnhundert Jahren und seiner leicht zugänglichen materiellen Konkretheit scheint das Schachspiel jedoch besonders dazu geeignet zu sein, als Gegenstand kulturhistorischer Betrachtung dienen zu können: Zum einen als Beispiel für die Rolle des Spiels als Verhandlungsmedium für den Stellenwert eines Menschen in der Gesellschaft seiner Zeit, zum anderen als Hinweis auf das Potential des Spiels, dieses Verhältnis über die historischen Prozesse der gesellschaftlichen und kulturellen Veränderung hinweg immer wieder neu bestimmen zu können oder diese Definition gar eigenständig vorwegzunehmen. Keineswegs »einfach nur« ein Spiel, ist das Schach ein privilegiertes Medium für eine theoretische Auseinandersetzung über die Bedeutung des Spiels für den Menschen, die spätestens seit Johan Huizingers *Homo Ludens* (1938) zum Gegenstand lebhafter wissenschaftlicher Debatten wurde.⁴ Um das Schachspiel auf den Mittelpunkt einer jeden Medienkultur, den Menschen, zurückzuführen, werden in drei Exkursen in diesem Buch die zahlreichen Aspekte des Schachspiels in thematischen Einheiten verdichtet. Mit *dem Raum, der Zeit und der Alterität* wird das Schachspiel als ein zentraler Bestandteil der menschlichen Kultur seit mehr als tausend Jahren erfasst. Zugleich werden die Bedingtheiten an-

gesprochen, die diesem Spiel über diesen langen Zeitraum hinweg seine heute charakteristische Physiognomie verliehen haben. Über die *Materialität und die Regeln* des Schachs wird die Bandbreite möglicher Bedeutungen des Spiels für den Menschen seiner Zeit erläutert und mit dem Spannungsfeld aus *Mensch und Erwartung* können die Bedingungen und Grenzen aufgezeigt werden, in denen Menschen das Schachspiel in Vergangenheit und Gegenwart in seiner medialen Entwicklung gestalteten – und die Formen, in denen sie sich selbst als Produzenten von medialer Bedeutung wahrnehmen konnten. Diese Exkurse rahmen die theoretischen Ausführungen dieser Schrift ein, die mit der Verständigung über den Begriff der Medienkultur auf den kommenden Seiten beginnen.

NACHWORT

Ein Text wie der vorliegende basiert auf verschiedenen Entwicklungen vor allem innerhalb der geistes- und kulturwissenschaftlichen Diskurse. Zum einen auf dem Primat eines Subjekts, das durch die Erkenntnisse der modernen (auto)biographischen Forschungen als reflexiver Mensch mit Rationalität und Emotionen verstanden wird.⁶⁵ Dieses Menschenbild hat die engen Grenzen eines historisch »großen« oder »alten«, in der Regel »weißen Mannes« längst hinter sich gelassen und öffnet zunehmend alternative Formen der Identität und sozialen Bindung aktuellen wissenschaftlichen Fragestellungen. Es ist zudem als relationales Konzept zu denken, als eingebunden in ein vielfältiges Beziehungsgefüge, mit dem es sich ständig auseinandersetzt und das durch diese Prozesse der wechselseitigen sozialen Einbindung kulturelle Muster ebenso erlernt wie beeinflusst. Damit ist der Mensch als historisches Subjekt, nach einer langen Phase der Idealisierung durch den Historismus und einer Phase intensiver und heftiger Kritik durch verschiedene sozial- und kulturwissenschaftliche Ansätze, nun erneut in das Zentrum geisteswissenschaftlicher Forschungen gerückt. Allerdings in einer aktualisierten Form, weit entfernt von allen Ideen absoluter Identität, von einem Denken, das einen Menschen erst dann Beachtung schenkt, wenn er oberhalb oder unterhalb einer vermeintlichen menschlichen Normalität gedacht und der Gruppe von Helden, Genies, Schurken zugeordnet werden kann.

Vor diesem Hintergrund öffnet sich das aktuelle wissenschaftliche Menschenbild jedoch zwangsläufig selbst der Kritik einer fehlenden Zeitgemäßheit – zumindest dann, wenn es bei der Perspektive auf das eigene Ich vor einer radikalen Anwendung der Theorie auf die eigene Positionierung in der wissenschaftlichen Arbeit haltmacht. Denn so wenig patriarchal und hegemonial das skizzierte Menschenbild auch gefasst werden kann, wenn es um den anderen Menschen als Thema geht; es muss davon ausgegangen werden, dass ein reflexives Subjekt sich auch den Bedingungen seiner Selbstreflexivität stellen muss – und damit immer anthropozentrisch zu denken ist. Das bedeutet für die eigene wissenschaftliche Arbeit, die sozialen, wirtschaftlichen und zunehmend auch ökologischen Aspekten der eigenen Zeit nicht aus dem

Blick zu verlieren, wobei letztere diskursiv längst nicht mehr glaubwürdig von ersteren getrennt werden können. Und natürlich muss die persönliche Einstellung zum Forschungsgegenstand mitgedacht werden, bedient doch die Geschichtswissenschaft das Bedürfnis eines nicht-akademischen Publikums nach historischer Sinnstiftung ebenso wie die individuellen Interessen der historisch arbeitenden Menschen, ihre subjektiven Vorlieben oder Befürchtungen.

Nahezu unvermeidlich dürfte künftig eine stärkere Berücksichtigung sozialer Thesen werden, wenn man bedenkt, dass heutige Wissenschaftler*innen zum einen durch die Bedingungen des wissenschaftlichen Betriebes an sich, zum anderen aber durch die tiefgreifenden gesellschaftlichen Probleme generell biographisch beeinflusst werden dürften. Wie sollte ihre eigene wissenschaftliche Perspektive gegenwärtig durch die neoliberalen und populistischen Diskurse nicht herausgefordert sein? Die aktuelle Gestalt des konsumorientierten Kapitalismus steht – wie nicht zuletzt die Corona-Pandemie zeigte – im Widerspruch zu den individuellen biographischen Ausrichtungen vieler Menschen, nicht nur der westlichen Gesellschaften; zu dem, was ihnen wirklich wichtig ist, Gesundheit und Gemeinschaft. Und es mehrten sich die Hinweise, dass ohne ein Umdenken hinsichtlich sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Nachhaltigkeit die Lebensgrundlage zahlloser Menschen bedroht sein wird. Wichtig ist festzuhalten, dass die immateriellen wie materiellen Bedürfnisse des Menschen von den Wissenschaften als nicht voneinander trennbare Größen in adäquater Form theoretisch und methodisch berücksichtigt werden müssen, wollen sie ihre gesellschaftliche Bedeutung nicht den einfachen Antworten populistischer Stimmen preisgeben.

Das kritisch bestätigte Subjekt und die mit ihm zu verbindenden Medienkulturen bieten derzeit zwar auch genügend Forschungspotential, um sich etwa in historischer Perspektive bewusst aus den Entwicklungen der Zeit herauszuhalten. Wissenschaftliches Arbeiten kann, um einen Bogen zu einem zuvor geäußerten Gedanken zurückzuschlagen, immer auch als Ausdruck eines Eskapismus betrachtet werden. Doch dauerhaft verlangen die neuen Formen historischen Denkens und Arbeitens, die dokumentieren, dass eine Neuthematisierung des Menschen keinen Rückfall ins 19. Jahrhundert bedeuten muss, nach einem Pendant durch neue soziale Perspektiven. Theoretisch und methodisch angelegt sind sie in gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskursen ohnehin.

Ein Essay wie der vorliegende verweist jedoch strenggenommen nur auf problematische Implikationen, die dem mittlerweile globalen, jedoch genuin »westlichen« Denken immanent sind. Dieses ist strikt anthropozentrisch (und immer noch dominierend »weiß« und patriarchal), verfügt über Wirklichkeitsfiktionen, die traditionell als plausibel gelten, und basiert auf einem bis in die europäische Antike zurückreichenden Rationalismus und einer philosophischen Fingerfertigkeit, die den denkenden Menschen als Ausgangs- und Endpunkt jeder intellektuellen Auseinandersetzung zeichnet. Dieses Weltbild geht also einher mit Formen und Inhalten des Denkens, die eine Überschreitung der eigenen kognitiven Grenzen durch das Fehlen entsprechender Narrative unmöglich scheinen lassen. Woher könnten sie kommen? Aus einer Kunst? Einer neuen Theologie? Einer globalen oder universellen, nichtwestlichen Ethik? Dem Erfindungsreichtum des Menschen sind keine Grenzen gesetzt, vielleicht kann er ja zu neuen Formen des Denkens aufbrechen. Wäre das Schachspiel nicht hierfür ein geeignetes Medium? Es geht nicht ums Gewinnen. Es geht um die Freude an der Herausforderung.

Verlag Bibliothek der Provinz
edition SCIENCE

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien